

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 6.

Posen, den 8. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie war ebenso ängstlich wie ich bei dieser Aussicht auf den bevorstehenden Kampf, und daß wir Grund genug dazu hatten, mußten wir uns selber sagen, als wir jetzt aus der Nähe die schimmernden Zahnreihen und die hundeähnlichen Mäuler sahen.

„Ich dachte immer, daß sie sich vor dem Menschen fürchteten,“ sagte ich.

„Das tun sie wohl auch,“ meinte ich einen Augenblick später, als ich das Boot einige Ruderschläge näher an Land gebracht hatte. „Wenn ich kühn an Land ginge, würden sie sich vielleicht aus dem Staube machen?“

Aber ich zögerte doch.

„Ich habe einmal von einem Manne gehört, der in eine Brutstätte wilder Gänse eindrang,“ sagte Maud, „sie töteten ihn.“

„Die Gänse?“

„Ja, die Gänse. Mein Bruder hat mir davon erzählt.“

„Aber ich weiß, daß man sie mit Knüppeln erschlägt,“ sagte ich hartnäckig.

„Ich glaube, Tundragras würde ein ebenso gutes Dach abgeben,“ meinte sie.

Ihre Worte verfehlten ihre Wirkung und trieben mich erst recht an. Ich konnte unmöglich vor ihren Augen feige sein.

„Los!“ sagte ich, indem ich den Riemen durchs Wasser zog und den Bug auf den Strand laufen ließ.

Ich stieg aus und rückte tapfer einem langmähnigen Bullen entgegen, der dort inmitten seiner Frauen lag. Ich war mit dem gewöhnlichen Knüppel bewaffnet, mit dem die Bootspüller die angeschossenen Robben erschlagen, die dann durch die Jäger mit einem Haken an Bord gezogen wurden. Der Knüppel war nur anderthalb Fuß lang und in meiner prachtvollen Unwissenheit ließ ich mir nicht träumen, daß der Knüppel, der zum Robbenschlagen an Land gebraucht wird, vier bis fünf Fuß mißt. Die Rufe watschelten mir aus dem Wege und die Entfernung zwischen mir und dem Bullen verringerte sich. Er erhob sich auf seine Kllossen und schien sehr beleidigt zu sein. Es waren jetzt noch einige Meter zwischen uns, aber ich rückte immer weiter vor in der Erwartung, daß er kehrtmachen und davonlaufen würde.

Als ich noch zwei Meter entfernt war, überkam mich plötzlich ein furchtbarer Schrecken. Was geschah, wenn er nicht davonlief? Nun, dann würde ich ihn eben niederschlagen, antwortete ich mir. In meiner Angst hatte ich ganz vergessen, daß ich nicht gekommen war, um den Bullen zu jagen, sondern um ihn zu töten. Und in diesem Augenblick schnaubte er und stürzte sich knurrend auf mich. Seine Augen flammten, sein Maul stand weit offen, die Zähne leuchteten grauam weiß. Ich gestehe ohne Scham, daß ich meinerseits kehrt machte und das Hasenpanier ergriff. Er lief ungeschickt, aber doch schnell

hinter mir her. Nur zwei Schritte trennten mich noch von ihm, als ich ins Boot taumelte. Ich wehrte ihn mit einem Riemen ab, und seine Zähne gruben sich tief ins Blatt. Das feste Holz zersplitterte wie eine Eierschale. Maud und ich waren bestürzt. Im nächsten Augenblick war er unter dem Boote, packte mit seinen Zähnen den Kiel und schüttelte uns heftig.

„Nein, nein!“ rief Maud. „Lassen Sie uns umkehren.“ Ich schüttelte den Kopf. „Was andere Männer können, kann ich auch, und ich weiß, daß andere Männer Robben niedergeschlagen haben. Aber ich glaube, das nächste Mal werde ich die Bullen in Ruhe lassen.“

„Tun Sie es nicht!“ sagte sie.

„Sagen Sie jetzt nicht „bitte, bitte,“ rief ich fast zornig.

Sie antwortete nicht, und ich bemerkte, daß mein Ton sie verletzt haben mußte.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte oder schrie ich vielmehr, um mich in dem Gebrüll der Rookery verständlich zu machen. „Wenn Sie das sagen, wende ich um und fahre zurück, aber, offen gestanden, möchte ich lieber bleiben.“

„Sagen Sie aber nicht, Sie hätten das davon, daß Sie eine Frau mitgenommen haben,“ sagte sie. Sie lächelte rätselhaft, aber hinreißend, und ich wußte, daß es keiner Verzeihung bedurfte.

Ich ruderte einige hundert Fuß den Strand entlang, um meine Nerven zu beruhigen, und ging dann wieder an Land.

„Nur vorständig sein!“ rief sie mir nach.

Ich nickte und schritt weiter, um einen Flankenangriff auf den nächsten Harem zu machen. Es ging auch alles gut, bis ich einen Schlag auf den Kopf einer Kuh richtete und zu kurz schlug. Sie schnaubte und watschelte schwerfällig fort. Ich lief hinterher und schlug wieder. traf aber statt des Kopfes die Schulter.

„Aufgepaßt!“ hörte ich Maud rufen.

In meiner Aufregung hatte ich auf nichts sonst geachtet, und als ich jetzt aufblickte, sah ich den Herrn des Harems hinter mir hersehen. Wieder floh ich nach dem Boote, aber diesmal machte Maud nicht den Vorschlag, daß wir umkehren sollten.

„Ich denke, es wäre besser, die Harems in Ruhe zu lassen, und es mit den einzelnen, harmlosen Robben zu versuchen,“ sagte sie.

„Mir scheint, Ihre kriegerischen Instinkte sind erwacht,“ lachte ich.

Sie errötete tief. „Ich gebe zu, daß ich mich ebenso ungerne wie Sie als überwunden erklären möchte, andererseits bin ich auch nicht begeistert bei dem Gedanken, daß diese hübschen, harmlosen Geschöpfe getötet werden sollen.“

„Hübschen!“ sagte ich verächtlich. „Ich habe nichts besonders Hübsches an den geifernden Bestien entdecken können, die mich gejagt haben.“

„Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie vielleicht recht!“ lachte sie. „Ja, wenn Sie nicht so nahe heranzugehen brauchten —“

„Das ist es ja,“ rief ich. „Ich brauche einen

längerer Knüppel. Und da ist der zerbrochene Riemen gerade recht.“

„Da kommt gerade einer!“ sagte ich und zeigte auf einen jungen Bullen im Wasser. „Wir wollen ihn beobachten und ihm folgen, wenn er an Land geht.“

Das Tier schwamm direkt an den Strand und kletterte in eine kleine Lücke zwischen zwei Harems, deren Herren Warnrufe ertönen ließen, ihn jedoch nicht angriffen. Wir sahen, wie er sich mühsam auf einem offenbar vorgezeichneten Wege zwischen den Harems hindurchwand.

„Also los jetzt!“ sagte ich und trat an Land, aber ich gestehe, daß mir das Herz bis an den Hals schlug bei dem Gedanken, daß ich mitten durch diese ungeheure Herde schreiten sollte.

„Ich glaube, es wäre klug, das Boot festzumachen,“ sagte Maud.

Sie war mit mir ausgestiegen, und ich betrachtete sie mit Bewunderung.

Sie nickte entschieden. „Ja, ich begleite Sie, es ist also am besten, Sie sichern das Boot und bewaffnen mich auch mit einem Knüppel.“

„Lassen Sie uns umkehren,“ sagte ich mutlos. „Ich denke, Tundra gras wird es auch tun.“

„Sie wissen gut, daß es nicht geht,“ lautete ihre Antwort. „Soll ich vorausgehen?“

Abselzuckend, aber auch mit wärmster Bewunderung für diese Frau gab ich ihr den zerbrochenen Riemen und nahm selbst einen anderen. Die ersten Schritte unserer Wanderung machten wir mit großer Angst. Einmal schrie Maud laut, als eine Kuh neugierig ihren Schuh beschnüffelte, und ich beschleunigte meine Schritte aus demselben Grunde. Aber außer einigen warnenden Kläfflauten von beiden Seiten zeigten sie keine Zeichen von Feindseligkeiten. Es war eine Kooferg, die noch nie einen Jäger gesehen hatte, und die Robben waren daher friedlich und furchtlos zugleich.

Mitten in der Herde war der Lärm entsetzlich, fast schwindelerregend. Ich blieb stehen und lächelte Maud ermutigend zu, denn ich hatte mein Gleichgewicht rascher als sie wiedergesunden. Ich konnte sehen, daß sie sich fürchtete. Sie trat ganz nahe an mich heran und rief:

„Ich fürchte mich schrecklich.“
Aber ich hatte meine Furcht überwunden. Das friedliche Benehmen der Robben hatte mich ermutigt. Maud dagegen zitterte vor Angst.

„Es geht ja alles gut,“ versuchte ich sie zu beruhigen und legte unwillkürlich meinen Arm schützend um sie. Nie werde ich vergessen, wie ich mir in diesem Augenblick meiner Männlichkeit bewußt wurde. Ich fühlte mich als Schützer der Schwachen. Sie lehnte sich an mich, so leicht und fein wie eine Lilie, und als ihr Zittern nachließ, war mir, als besäße ich eine erstaunliche Kraft. Ich hatte das Gefühl, es mit dem wildesten Bullen der Herde aufnehmen zu können, und ich weiß: hätte mich ein solcher Bulle angegriffen, ich wäre nicht gewichen, sondern hätte seinen Angriff kaltblütig abgewehrt, und sicher, ich hätte ihn getötet.

„Jetzt ist mir wieder gut,“ sagte sie, und blickte mich dankbar an. „Lassen Sie uns weitergehen.“

Eine Viertelstunde landeinwärts stießen wir auf kleine Gruppen junger Bullen.

Jetzt ging alles glatt. Ich wußte genau, was ich zu tun hatte. Ich schrie, machte drohende Bewegungen mit dem Knüppel, stieß die Faulsten mit dem Riemen und schnitt schnell einige der jungen Burschen von ihren Kameraden ab. Sobald einer von ihnen den Versuch machte, zum Wasser durchzubrechen, stellte ich mich ihm in den Weg. Maud beteiligte sich eifrig am Treiben, und ihr Schreien und Schwingen mit dem abgebrochenen Riemen bedeutete eine große Hilfe für mich. Ich bemerkte aber, daß sie hin und wieder ein Tier durchschlüpfen ließ, wenn es besonders matt und mitgenommen aussah. Versuchte jedoch eines sich kriegerisch zu widersetzen, dann sah ich,

wie ihre Augen leuchteten, und sie fest mit dem Knüppel zuschlug.

„Himmel, wie aufregend das ist!“ rief sie, als sie aus reiner Ermattung schließlich innehalten mußte. „Ich glaube, ich muß mich setzen.“

Ich trieb die kleine Herde — es war jetzt noch ein Duzend, den übrigen hatte sie die Flucht erlaubt — einige hundert Schritt weiter landeinwärts, und als sie mich einholte, hatte ich bereits das Abschlagen beendet und war dabei, die Tiere abzuhäuten. Einige Stunden später machten wir uns stolz auf den Rückweg, den Pfad zwischen den Harems entlang. Ich setzte das Segel, machte einen Schlag aus der Bucht heraus, und wir fuhren in unseren kleinen Schlupfhafen zurück.

„Es ist gerade wie eine Helmkehr,“ sagte Maud, als ich das Boot auf den Strand laufen ließ.

Ihre Worte weckten ein zitterndes Echo in meiner Seele, alles war mir so lieb und vertraut, und ich sagte: „Mir ist, als hätte ich stets dieses Leben gelebt. Die Welt der Bücher und Buchgelehrten ist so unwirklich, eher Traum als Tatsache. Es ist sicher, daß ich all meine Tage gesagt und gekämpft habe. Und Sie scheinen auch ein Teil davon zu sein. Sie sind —“ Ich war nahe daran, „mein Weib, meine Gefährtin“ zu sagen, besann mich aber noch und sagte schnell:

„Sie haben die Prüfung gut bestanden.“
Aber ihr Ohr hatte mein Stöhnen bemerkt, und sie warf mir einen raschen Blick zu.

„Das wollten Sie nicht sagen.“
„Nein, sondern, daß die große Dichterin Maud Brewster jetzt das Leben einer Wilden führt und sich glänzend damit abfindet,“ sagte ich leichtsin.

„Oh!“ war alles, was sie antwortete. Aber ich hätte schwören mögen, einen Klang von Enttäuschung in ihrer Stimme zu hören.

Doch „mein Weib, meine Gefährtin“ hallte in mir den Rest des Tages und noch manchen andern Tag nach, nie aber lauter als an diesem Abend, als sie das Moos von den glimmenden Scheiten nahm, das Feuer ansachte und das Abendbrot kochte.

„Es wird riechen,“ sagte ich, „aber es wird uns jedenfalls vor Regen und Schnee schützen.“ Wir musterten das fertige Dach aus Robbenfellen.

„Es ist ziemlich plump, aber es erfüllt seinen Zweck, und das ist die Hauptsache,“ fuhr ich fort in der Hoffnung, ein Lob aus ihrem Munde zu hören.

Und sie klatschte in die Hände und erklärte, daß sie außerordentlich zufrieden sei.

„Aber es ist dunkel hier drinnen,“ sagte sie einen Augenblick später, und ihre Schultern zuckten in einem unwillkürlichen Schauer.

„Sie hätten mich daran erinnern sollen, ein Fenster zu machen, als wir die Wände bauten,“ sagte ich. „Das war Ihre Sache, und Sie hätten die Notwendigkeit eines Fensters einsehen müssen.“

„Ich sehe nie, was am nächsten liegt,“ erwiderte sie lachend. „Außerdem brauchen Sie ja aber nur ein Loch in die Wand zu hauen.“

„Das stimmt schon. Daran hatte ich auch schon gedacht,“ antwortete ich, das weiße Haupt wiegend. „Aber haben Sie Fensterglas bestellt? Rufen Sie beim Glaser an — 4451 ist, glaube ich, die Nummer, und geben Sie ihm Größe und Art der Scheibe an.“

„Das heißt —“ begann sie.

„Kein Fenster.“

Die Hütte war natürlich finster und häßlich und wäre in einem zivilisierten Lande kaum gut genug als Schweinekoben gewesen, uns aber, die wir alle Leiden in einem offenen Boote erlebt hatten, erschien sie als ein gemütliches kleines Haus. Wir sorgten für Licht und Wärme mit Hilfe von Robbenträn und einem aus Baumwolle gedrehten Docht, dann begann die Jagd, um

aus Fleisch für den Winter zu verschaffen, sowie der Bau einer zweiten Hütte. Ich hatte gehört, wie man auf der Prarie Büffelfleisch in Streifen schneidet und an der Luft trodnet, und nun schnitten wir unser Robbenfleisch in Streifen, hängten es in den Rauch, und es wurde prachtvoll geräuchert.

Maud und ich schafften vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit, wir arbeiteten bis an die Grenze unserer Kraft, so daß wir, wenn die Nacht kam, keif vor Müdigkeit ins Bett krochen und den Schlaf der schöpfung wie die Tiere schliefen. Und doch erklärte Maud, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nie besser und gesünder gefühlt hätte. Bei mir war dasselbe der Fall, aber sie war so zart, daß ich fürchtete, sie würde zusammenbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Schussen.

Das schwarze Haus.

Aus ferner, längst verdorrter Zeit
Als große Sehenswürdigkeit
Steht in der Stadt ein altes Haus,
Das, wenn der Abend Licht an Nacht
Um die belebten Häuser sicht
Und alle Räume sind geschwellt,
Und jedes Fenster sich erhebt,
Allein und dunkel ragt heraus.

Es ist, als ob die Traurigkeit
Der ganzen Nacht und alles Leid
Und alle windgesäte Not
Die je ein Herz seiltten hat,
Hier fänden eine Ruhestatt. —
Es ging mein Glück so langlos aus,
Nun schleich' ich abendlang ums Haus
Und esse Dunkelheit statt Brot.

Das Volkslied in Amerika.

Wir erinnern uns wohl alle noch, auf Jahrmärkten den sogenannten Wänfelsänger gesehen zu haben, der eine Tafel mit vielen schauerlichen Bildern bei sich hatte, zu denen er ein noch schauerlicheres Lied sang, das irgendeine entsetzliche „moritat“ behandelte. Das war etwas wie das Volkslied unserer Zeit, weniger künstlerisch, weniger innig als unsere schönen alten Volkslieder, aber eben Ausdruck von Volksempfindungen anlässlich irgend eines Geschehnisses. Diese Form des modernen Volksliedes ist in Amerika noch heute im Schwange. Jede Katastrophe — und Amerika ist reich an Katastrophen — ruft eine Ballade dieser Art hervor, die in Musik gesetzt wird, auf Grammophonplatten gebracht und für eine Weile der „Schlager“ ist. Da die Dichter dieser „Volkslieder“ meist anonym bleiben, brauchen sie sich nicht zu gewöhnen und können ihrer Sentimentalität alle Regeln schenken lassen. Sie schwelgen nur so in Todesverachtung, Mutterliebe und grenzenlosem Mitleidsgefühl. Wo kann ein Auge trocken bleiben bei einem Titel wie: „Nur eine handvoll Erde von der Mutter Grab“, und wer wäre nicht gerührt, wenn er die Zeile hört: „Ich gebe meinem Kissen deinen Namen.“ Sehr großer Beliebtheit erfreut sich auch das Gedicht „Der Einbruchsdieb und das Kind“. Das Kind erwacht davon, daß ein Schurke mit einer Maske über beiden Augen „im Schreibstisch krankt, und herabgeweglich steht das Kind: O stiehl nicht meines Vaters Orden, den er im Krieg so tapfer hat erobert. Man fand ihn, als er starb und schickte ihn der Mutter zu und mir. [gebracht] Nimm lieber doch die Puppe, die der Weihnachtsmann auf meinen Antlen lege ich dich an! Doch stiehl nicht meines Vaters Orden, den Orden, den er sich im Krieg errang.“

Das Volkslied des heutigen Amerikas umfaßt vier Gruppen. Die erste Gruppe behandelt Eisenbahnzusammenstöße, Uebersehungen, Unglücksfälle, die zweite befaßt sich mit Gräbern, Urnen, Trauerfällen; die dritte Gruppe besingt Volksheben, tote wie lebende, und endlich die vierte Gruppe bringt Klagelieder verschiedener Art. Alle Lieder haben den unermüdlichen höchst moralischen Schluß. Der Sinn ist ungefähr: Man muß auf alles gefaßt sein, denn man weiß nie, wann die Schicksalsstunde schlägt. Diese Warnung wird als Quintessenz aus allen Geschehnissen gewonnen.

Besonders die zweite Gruppe, die Gräber und Urnen zum Gegenstande hat, trübt von Kränen. Da gibt es Titel wie „Der Brief mit dem Trauervand“, „Das Grab des unbekanntenen Soldaten“, „Die drei ertrunkenen Schwestern“.

In den Helldenikern spielen in diesem Jahre die Lindbergh-Lieder eine hervorragende Rolle. Da heißt ein Lied: „Charlie, wir lieben dich“, ein anderes, „Der Adler aus U. S. A.“ — „Wie ein Engel vom Himmel, flogst du in mein Herz“. — „Der glückliche

Lindby“, — „Als Lindby heimkam“. In einem dieser Lieder kommt die Stelle vor, wo Lindberghs Mutter für Ninagjers Witwe betet.

Der Tod des Filmlieblichen Rudolf Valentino hat natürlich für die Volksliedmacher reichen Stoff geliefert. Eines der meistgesungenen Lieder heißt: „Heut hat der Himmel einen neuen Stern bekommen.“ Auf einem anderen Valentino-Liede ist das tränenüberflutete Gesicht einer seiner Gattinnen, der Verfasserin dieses Liedes abgebildet, und das Lied sagt: „Wir treffen uns wieder, mein Diebling, wenn der Weg zu Erde, bis dahin Lebemoht!“

Auch Caruso ist ausgiebig besungen worden, u. a. in dem folgenden Liede: „Ein Singvogel war im Himmel nötig, drum nahm Gott Caruso zu sich. Gott sagte den Englein klein, wo einer zu finden sei, der singen könne, wenn die Englein spielten, und am Tage darauf holten sie ihn.“

Auch Morde geben sehr beliebte Themen. Das vorige Jahr brachte in dieser Hinsicht einen „dankbaren Stoff“: in einer kleinen Stadt in New-Yersey war ein Laienprediger mit seiner Geliebten ermordet worden. Seine Frau und ihre Brüder wurden angeklagt, den Mord begangen zu haben, mußten aber freigesprochen werden. Die Ballade, die ihren Fall behandelt, schildert zunächst in rührenden Versen das Verhalten des Liebespaares und schließt endlich:

Wie werden wir erfahren, wie das Geschick sie schlug,
wie die Posaune des Gerichts sie rief.

Es scheint jedoch, daß die Gerechtigkeit sie traf,
und daß sie eines Abends in der Sünde starben.

Das ist Amerikas Volkslied unserer Zeit. — Import überflüssig! Dr. Viktor Fehmann.

Leonhard hat ein Erlebnis.

Von Alfred Volgar.

Nach dem ersten Akt war 10 Minuten Pause. Er benutzte sie zu einem Spaziergang im Foyer, auf und ab zwischen den zwei großen Szeigeln, die immer glauben machen, ein fremder Herr komme da entgegengeschritten. Ein Spazierstöckchen aus Rhinoderushaut tänzelte zwischen seinen Fingern. Er war von flodrig-lichtgelber Farbe, sah aus wie eine Stange gestochten Honigs.

Die heutige Aufführung gefiehl ihm nicht besonders. Es war die vorletzte der Saison, und die Leute auf der Bühne schienen gleichsam schon in Reifkleidern zu spiegeln. Sie waren nur mehr halb bei der Sache, ihr Geist schwebte schon um Bergeshöhen oder streifte sich im Dünenland.

Als Leonhard inzwischen auf und ab spazierte, freute er sich seines Glückes, Besitzer eines Parkettfauteuils zu sein. Wenn man die andern sah, die aus dem Stehparterre kamen, mit roten Gesichtern, Schweißperlen auf der Stirn, und zerknülltem Kragen, wenn man sah, wie sie mit Seufzern der Erleichterung ihre Beine gerade strickten, dann empfand man erst recht die eigene Parkettmanne Die Menschen im Stehparterre oder die, die mit verrenkten Gliedern über Galleriebrüstungen hängen, die kommen gar nicht dazu sich des Theaters zu freuen, so voll Leid sind sie über den vielen freien Raum, den die Leute auf der Szene zur Verfügung haben.

Eine Glocke ruft das Publikum in den Zuschauerraum. Das Foyer wird leer. Der Portier lehnt seinen goldknöpfigen Stab an die Wand, holt ein Glas unter dem Sessel hervor, trinkt lange, setzt schnaufend ab, und streicht mit zwei großen, befriedigten Gebärden die Schaumreste aus dem Schnurrbart. In einer Ecke steht ein Mädchen und liest im Textbuch. Hat sie das Klingeln überhört? Auf die Galerie gehört sie jedenfalls, sie ist nicht parkettmäßig gekleidet.

Leonhard tritt auf sie zu: „Fräulein, Sie müssen sich beeilen, es hat schon einmal geläutet!“ Sie sagte: „Ja, ja.“ Schon läutet es das zweite Mal und Leonhard geht zu seinem Sitz.

Im nächsten Zwischenakt bequemt er wieder dem Mädchen. „Fräulein, Sie haben Ihren Sitz wohl auf der Galerie?“ sagt er.

„Ich bin nicht auf der Galerie.“

„Wo sitzen Sie denn?“

„Ich bin überhaupt nicht im Theater drin.“

„Ah, Sie warten auf jemanden.“

„Nein!“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so ausfrage, aber was tun Sie denn im Foyer, wenn Sie niemanden erwarten?“

„Ich höre zu.“

„Von außen?“

„Ja! Der Biletteur kennt mich, er läßt mich gern bei der Tür stehen und zuhören.“

„Hört man denn hier die Musik so deutlich?“

„Ich lese im Textbuch mit und denke mir alle Stellen der Musik dazu, die ich nicht deutlich höre.“

Er schaute sich seiner Parkettbehaftigkeit. „Nun, wie sind Sie mit der Vorstellung zufrieden?“ fragte er.

„Sehr!“ antwortete sie, „es ist wunderbar.“

Es läutete zum Aktbeginn.

Wie richteten die Leute den dritten Akt zu! Diese Elsa mit den gedunferten Armen! Dieser König Heinrich, der ein König Garbrinus war! Diese lächerlichen Mamen mit schlechtgeklebten Werten. Leonhard schloß die Augen und dachte an das Mädchen im Foyer. Die hat leicht „Wunderbar“ sagen. Die liest sich ihre vollkommene, fleckenlose Vorstellung aus dem Textbuch heraus mit einer wirklichen Elsa und einem wirklichen König und einem wirklichen Lohengrin, der von Monsalbatich kommt und nicht von Brünn. Und wie? Sollte man am Ende nicht so das ganze Leben leben? Von draußen? Sicher vor Enttäuschungen, in einem ver-

närenden beiläufig des sinnlichen Bemerkens? Aber die Menschen sind glücklich, wenn Sie einen Sitz in der ersten Reihe haben, und auch da noch schauen sie durch Operngläser.

Nach Schluß der Oper ging Leonhard speisen. Vor den Fenstern des noblen Restaurants standen ein paar Mädchen, sahen mit neidischen Blicken auf das Tableau im Schaufenster, in dessen Mittelpunkt ein toter Kaiser glückselig lächelte, als freute er sich unendlich darüber, bald mit Preiselbeeren gegessen zu werden. Die Mädchen machten kehrt und gingen über die Straße zum Wirtelmann. „Diese Bondaraufen-Logik haben immer nur die, die drin sitzen,“ denkt Leonhard.

Das ergreift ihn sehr. Er will etwas Gutes tun. Er schenkt dem Bikkolo sein honiggelbes Spazierstöckchen.

Und wie er dann so ist und auf die Glanzpünktchen seiner Lackstube starrt, sieht sein inneres Auge das kleine Mädchen vor sich, 40 Jahre später, wie es seinen Enkelkindern mit verträumter Stimme erzählt: „Ander, einmal, in meiner Jugend . . . und dieser Herr hatte die feinsten Hände, die Ihr euch denken könnt. Und er sagte kein Wort, verbeugte sich nur stumm . . . niemals habe ich ihn wiedergesehen.“

(Mit besonderer Genehmigung des Ernst Rowohlt-Verlages, Berlin, dem Buche „Orchester von oben“, von Alfred Polgar entnommen.)

Fische als Nahrungsmittel.

Als im Jahre 1850 Dickens seinen „Oliver Twist“ schrieb, hatte er schwerlich eine Ahnung davon, welche weittragende Folgen dieses Buch haben würde. Hier beweist sich aber deutlich die Macht eines Gedankens, der als flüchtiges Wort von den Lippen geht und sich zu Millionenunternehmungen verdichtet. Im „Oliver Twist“ erzählt Dickens von bestimmten Geschäften in London, in denen man warme, gebratene Fische kaufen konnte. Die Fischhändler waren auf diesen Ausweg verfallen, um die Fische, die sie im Laufe des Tages nicht verkauft hatten, nützlich zu verwenden. Sie verkauften diese Bratfische zusammen mit Kartoffeln, die nach französischer Art roh in Öl gebacken waren. Diese Spezialität der Londoner Fischhändler fand bei den Kunden großen Anklang. Durch Dickens Buch wurde dieser kluge Einfall allgemein bekannt, und es fanden sich bald Nachahmer, die nicht mehr aus der Not eine Tugend machten, indem sie nicht nur die unverkauft gebliebenen Fische verwendeten, sondern die große Läden einrichteten, in denen man gebratene Fische kaufen konnte. Schon im Jahre 1861 wurden in London in diesem Geschäftszweig 300 Menschen beschäftigt, heute gibt es 30 000 Geschäfte im ganzen Lande, in denen mindestens 100 000 Menschen beschäftigt sind. In London allein gibt es zweitausend solcher Geschäfte, und auch die kleinste englische Ortschaft wird einmal wöchentlich durch Auto aus dem nächsten Stadtgeschäft mit gebratenem Fisch versorgt. Fast die Hälfte der gefangenen Seefische wird auf diese Weise verwendet.

Für eine geringe Summe kann die arbeitende Hausfrau das warme, fertige Fischgericht im Laden kaufen und es Mann und Kindern vorsetzen, ohne selber irgendwelche Umstände dadurch zu haben. Aber auch in den wohlhabenden Kreisen spielt diese Fischnahrung eine bedeutende Rolle. Auf dem Frühstückstisch der Hotels und Gästehäuser findet man — um einmal neben Bier und Schinken eine Abwechslung zu haben — irgendein gebackenes Fischgericht.

Der Fisch wird in den meisten Fällen nicht — wie wir es gewohnt sind, in Fett gebraten, sondern in einem Eierkuchenteig gebacken. Zu diesem Zweck wird er enthäutet oder gut geschuppt und von den Gräten befreit, worauf man ihn in Filets zerlegt. Darauf wird er mit kaltem Wasser abgewaschen, leicht gesalzen und in einen Eierkuchenteig getaucht, der aus feinem Weizenmehl und Eiern hergestellt ist. Darauf legt man die Filets in siedendes Speiseöl, das mindestens eine Temperatur von 200 Grad haben muß. Nach wenigen Minuten kommt der Fisch an die Oberfläche: goldbraun, leder, zart und saftig, weil die Teigschicht, die bei Berührung mit dem siedenden Öl sofort eine Kruste bildet, das ganze Aroma des Fisches und alle Nährstoffe bewahrt hat. Es ist durch Untersuchungen festgestellt worden, daß Fische, die auf diese Weise behandelt werden, einen äußerst hohen Sättigungswert haben, daß man also nicht so schnell wieder hungrig wird, wie es sonst meist nach Fischgerichten der Fall ist. Ein Pfund gelochter Dorsch nebst einem Pfund gebratenen Kartoffeln wird im Laufe von drei Stunden verdaut mit einer Magenlastabsonderung von 379 ccm, während das gleiche Quantum Fisch und Kartoffeln, wenn es nach der englischen Methode gebacken ist, eine Verdauungszeit von 12 Stunden erfordert und eine Magenlastabsonderung von 1560 ccm mit sich bringt. Wenn man also morgens eine Portion gebackenen Fisch mit Kartoffeln isst, kann man sich eigentlich jede weitere Mahlzeit im Laufe des Tages sparen, denn der Hunger meldet sich erst abends wieder. Viele Engländer arbeiten denn auch nach dieser Morgenmahlzeit tatsächlich den ganzen Tag, ohne weitere Speisen zu sich zu nehmen; abgesehen davon, daß sie zum Frühstück eine Tasse Tee zur Erfrischung trinken. Erst wenn das Tagewerk beendet ist, kommt die Hauptmahlzeit.

Dieser Sättigungswert bei dem Umstand zuzuschreiben, daß braune Backprodukte, die bei sehr hohen Temperaturen entstehen, starke Magenlastabsonderung hervorrufen. Die Brotkruste galt bekanntlich schon immer als besonders wichtig für die Ernährung und es wurde von altersher davon gewarnt, etwa nur die Krume zu essen. Aus diesem Grunde ist auch geröstetes Brot (Toast) ungemein viel nahrhafter als ungeröstetes.

Auch in Deutschland ist ein Versuch gemacht worden, dieses praktische System der gebackenen Fische einzuführen. Allerdings wurde erst 1924 in Hamburg das erste Fischgeschäft nach englischem Muster eingerichtet. Dann haben andere Städte den Gedanken aufgenommen. In Cuxhaven wurde 1925 das erste Geschäft dieser Art begründet (volle 75 Jahre nach Londons ersten Versuchen in dieser Richtung). Es ist erstaunlich, wie langsam bisweilen die besten Ideen marschieren. In Cuxhaven kam man gleich in den ersten Tagen auf einen Umsatz von 900 Portionen pro Tag, obwohl das Lokal nur für 40 Gäste zur Zeit Platz hat. Auch in vielen anderen deutschen Städten: Norderne, Wiesbaden, Frankfurt usw. hat man jetzt ähnliche Unternehmungen ins Leben gerufen. Jedenfalls liegt hier eine große und gute Erwerbsmöglichkeit. Aus einer mittelgroßen Stadt Deutschlands liegt eine Abrechnung vor, nach der etwa 600 Portionen zu 60 Pfennig tagtäglich abgegeben werden, wobei als Nebenverdienst 3900 Mark pro Monat erzielt werden. Also kann es nicht als Hungerleiderberuf bezeichnet werden, obwohl jeder unternehmende Mensch hier zugreifen kann.

Die englischen Ärzte sind der Ansicht, daß die sogenannte „Englische Krankheit“ (Nachtis) in England im Verschwinden sei, seit die Bevölkerung sich in so großem Maße der Fischnahrung zugewandt hat. Auch bei Gicht, Nierenleiden und anderen Krankheiten wirkt Fischdiät heilsam. Es gibt sogar Sportsleute, die die Fischdiät auf ihre Jahre geschrieben haben; so wird von dem finnischen Läufer N u r m i erzählt, daß seine Nahrung in der Hauptsache aus Fischen bestehe. Auch als Pferdefutter — besonders für Rennpferde — sollen Fische sich sehr bewährt haben.

Da Fischnahrung sich in manchen Orten billiger stellt als Fleischnahrung, sollten ernsthafte Versuche gemacht werden, die hohen Lebenskosten auf diese Weise zu vermindern. Fische in guter und zweckmäßiger Zubereitung (also nach englischer Art) könnten in vieler Hinsicht eine Wohltat werden.

Aus aller Welt.

Reisdiät als Untergang des Morgenlandes. Ein japanischer Arzt beschäftigt sich in einer japanischen Zeitschrift mit dem Zusammenhang des Reissessens und der Verfallerscheinungen der morgenländischen Völker. Er führt den Niedergang der Chinesen, Japaner und Indier auf den zu reichlichen Genuß vitaminarmen Reises zurück, und fordert zur Angleichung an europäische Nahrungsmittel auf.

Warum Gainsborough seinen „blauen Knaben“ malte. Josua Meynolds, der berühmte Zeitgenosse Thomas Gainsboroughs, stellte diesem gegenüber die Behauptung auf, daß es ein künstlerisches Übel sei, vorwiegend blaue Farbentöne in einem Gemälde zu verwenden. Um ihn vom Gegenteil zu überzeugen, malte Gainsborough den „blauen Knaben“. Das Bild hat bekanntlich Weltruf erlangt. Es ist jetzt im Besitz von Henry W. Huntington in San Marino bei Los Angeles.

Delsgewinnung aus dem Meeresgrund? Die Tatsache, daß das Quellbett der meisten Oelfelder ursprünglich schlammig war, veranlaßte Dr. Parler vom Amerikanischen Petroleuminstitut, Untersuchungen von Schlamm und Sand aus dem Meeresboden an der kalifornischen Küste vorzunehmen. Bei der Destillation von Meereschlamm gewann er kleine Delmenen, allerdings nur 5–10 Prozent der Menge, wie sie den gewöhnlichen Oelfeldern entnommen wird. Er will seine Untersuchungen fortsetzen.

Verbrecher unter Tieren. Fast jedes Verbrechen unter Menschen kommt auch bei den Tieren vor. Eine Elefantenart ist berüchtigt wegen ihrer Amokläufe. Hunde, die tagsüber pflichttreu die Schafe hüten, fallen nachts über einzelne her und zerfleischen sie. Vögel, die lange im Käfig gefangen waren, werden wild und arten aus, wenn sie wieder in Freiheit kommen, während sonderbarerweise Schlangen und Fische nichts Menschlich-Böses nachgefagt wird. Besonders hinterhältig veranlagt sind Bienen und Ameisen; allerdings geschehen ihre Schandtaten erst nach reichlichem Alkoholgenuß, wenn sie faulende Früchte oder gewisse Blumen besucht haben.

Fröhliche Ecke.

Auf leisen Sohlen . . . „Minna! Sie Faulher! Lange sehe ich mir das nicht mehr mit an! Jedesmal, wenn ich in die Küche komme, sitzen Sie da und faulzen. Wie erklären Sie mir das?“ „Weil Sie Gummisohlen haben, gnä' Frau!“

Schwierige Wahl. Die kleine Biele hat lange in Gedanken verfunken dageessen. Schließlich sagt sie: „Mutter, wenn ich einmal groß bin, bekomme ich dann so einen Mann wie Watern?“ — „Ja, mein Kind, wenn du dich verheiratest.“ — „Und wenn ich mich nicht verheirate, werde ich dann so wie Tante Marie?“ — „Ja, mein Kind.“ — „Das ist aber schrecklich schwer, dazwischen zu wählen.“

Auf die Betonung kommt es an. „Diebst du mich auch?“ — „Ja, dich lieb' ich auch!“

Unter Klatschbasen. „Glauben Sie das, Frau Meier, was man über Frau Schulze in der Stadt erzählt?“ — „Über sicher, Frau Müller, was erzählt man denn?“